

Deutlich

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **49 (1923)**

Heft 43: **Schweizerwoche**

PDF erstellt am: **11.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-456810>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Saison wurde mit dem „Schwachsinnigen Kinder-Bazar“ im Schänzli eröffnet. Im Schänzli-theater war Unterhaltungsabend. Auf der Bühne mimten ganz junge und zukünftige ganz junge Damen „Dalcroze“ in etwas leichten Kostümen. Eine währschafte Bärnerin, die gerade hinter mir saß, plakte plötzlich mit einem weit hörbaren Erleichterungsseufzer los: „I bi doch froh, daß i keini Weitscheni ha, sonscht müeschte di au ihre blutte Bei zeige.“

Da im Spielsaal getanzt wurde, war im Lesezimmer am Billard eine Roulette improvisiert worden. Als Croupier funktionierte ein etwas nervöser, westschweizerischer Herr. Die Spieler aber rekrutierten sich größtenteils aus Bern und Umgebung. Umsonst ließ der Croupier sein „Rien n'va plus“ und „Fini“ ertönen, immer folgte noch hübsch lang darauf irgend ein verspätetes „No es Fränkli auf rouge.“ Als er aber einmal die Geduld verlor und zu zappeln begann, erklang plötzlich ein beruhigendes: „Numme hübscheli, mr sy ja nit z'Monte Carlo, mr sy do z'Bärn.“
Fränzchen.

*

Deutlich

Dieser Redaktor: Da sende ich ihm mein bestes Gedicht und schreibe: „Falls es zu lang ist, könnten die letzten 2 Verse wegbleiben, ohne daß es dem Sinn schadet.“

Was schrieb er zurück: „Die andern alle auch.“
Eha



„Was b'schtelle — worom hends mer d'War nüd g'schickt of d'Schweizerwoche Sie . . . i ha jo niint me!“ — „Ach verzeihen Sie, ich habe die — Einfuhrbewilligung nicht gekriegt!“

E P I S T E L

Ueber etwas, was mich schon lang tut plagen, möcht ich jetzt auch mal ein Wörtlein sagen, und will ein bißchen pro domo schimpfen, mag auch der oder jener die Nase rümpfen. Man spricht ja so viel jetzt in unsrer Epoche von Heimatschutz, Muba und Schweizerwoche, und wie, um der Allgemeinheit zu nützen, man sollte jed' Schweizerwerk unterstützen; denn Gewerbe und Handwerk und Industrie, die seien in Nöten, wie noch nie. —

Mit Verlaub, ich bemerk dazu untermänig: gedenkt auch der heimischen Künstler ein wenig, die, wenn sie auch große Sorgen bedrängen, ihre Not nicht gleich an die Glocke hängen. (Ich rede hier nicht von der emsigen Sippe, die sich gültlich tut an der Staatskunststrikpe; denn es gibt auch noch andre, die sich bescheiden, und nicht auf diesem Unger weiden.)

In diesem Sinne möcht ich Ihnen mit einem kleinen Exempel dienen: Will heute wer aus den „besseren Klassen“ etwa sein Konterfei malen lassen, ganz sicher schafft's keiner aus unserer Stadt, wo's doch, weiß Gott, genug Maler hat; Gott bewahre: man holt dazu einen Wiener,

Pariser, Belgier oder Berliner, einen Stuttgarter oder Karlsruher Professor; die machen's zwar teuer, doch auch nicht besser, als unfre wackern angelesenen einheimischen Künstler, die stets vergessen. Die mögen sich den Leibgurt schnüren und können dabei vor Hunger krepieren. Sie dürfen zwar hier die Steuern bezahlen, doch gib's was zu tun, darfs ein Fremder malen; wofür man den schönen Spruch erfand: Der Prophet gilt nichts im eigenen Land. Und jeder fühlt sich vollauf entschuldigt, der diesem infamen Sprichwort huldigt.

's gilt nun mal für vornehm, nach auswärt's zu laufen, statt seinen Bedarf in der Heimat zu kaufen: Die Madam bestellt in Paris ihre Kleider, der Moffid hat einen englischen Schneider; ob kostbare Wäsche, ob Edelsteine, ob Tafelgeschirr, ob feine Weine — leider gilt allgemein der Satz: Kauf ja nur nichts am eigenen Platz; ob dies oder das — bis hinauf zur Kunst, einheimisches Schaffen steht nicht in Gunst.

Doch schluckt den größten Ritsch man glatt, wenn er einen fremden Namen hat.

Beuz